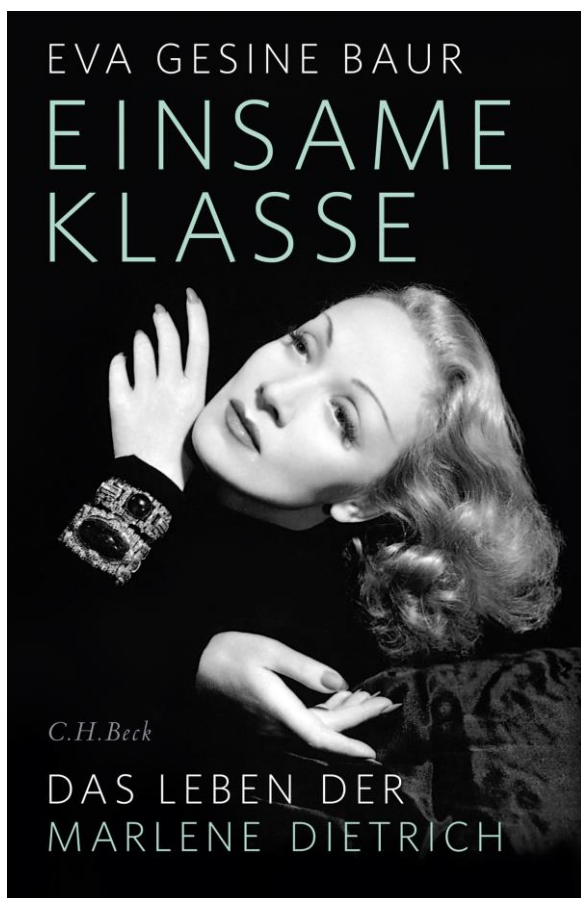


Unverkäufliche Leseprobe



Eva Gesine Baur

Einsame Klasse

Das Leben der Marlene Dietrich

2017. 576 Seiten mit 40 Abbildungen. Gebunden
ISBN 978-3-406-70569-4

Weitere Informationen finden Sie hier:

<http://www.chbeck.de/17634366>

Eva Gesine Baur

EINSAME KLASSE

Eva Gesine Baur

EINSAME KLASSE

Das Leben der Marlene Dietrich

C.H.Beck

Für Regina (Ginky) Spelman

Mit 40 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2017

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Umschlagabbildung: Marlene Dietrich, 1943,

akg-images/Album/Clarence Sinclair Bull

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978-3-406-70569-4

www.cbbeck.de

INHALT

I. Die Außenseiterin: Eine Kindheit in Berlin 1901 bis 1914	7
II. Eine Schwärmerin: Teenager in Berlin und Dessau 1915 bis 1918	24
III. Die Haltlose: Studentin in Weimar und Berlin 1919 bis Mai 1923	43
IV. Die Suchende: Theatererfahrungen in Berlin Mitte 1923 bis Mitte 1927	68
V. Ein Arbeitstier: Filmchancen in Wien und Berlin Herbst 1927 bis März 1930	86
VI. Die Aufbrecherin: Karriere in Hollywood, Familie in Berlin April 1930 bis Mai 1933	125
VII. Die Rastlose: Star zwischen Paris, New York und Los Angeles Mai 1933 bis Sommer 1937	183
VIII. Die Jägerin: Liebe und Leere Juni 1937 bis Anfang September 1939	232
IX. Die Amerikanerin: Einsatz für die neue Heimat Mitte September 1939 bis Ende 1943	260
X. Die Soldatin: An der Front und erste Nachkriegszeit 1944 bis 1947	288

XI. Eine Frau um die Fünfzig: Krise und Neubeginn 1948 bis 1953	327
XII. Die Einsame: Showstar weltweit 1954 bis 1959	363
XIII. Die Heimkehrerin: Bewunderung und Hass 1960 bis 1963	389
XIV. Das Phänomen: Eine Alterskarriere 1964 bis 1969	417
XV. Die Unbelehrbare: Verdunkelung und Absturz 1970 bis 1976	450
XVI. Der Mythos und sein Preis: Vereinsamung im Herzen von Paris 1977 bis 1992	476
Epilog	522
Anmerkungen	526
Bibliographie	553
Bildnachweis	562
Register	563

I. DIE AUSSENSEITERIN: EINE KINDHEIT IN BERLIN

1901 BIS 1914

Sie sitzt auf einer der hinteren Bänke in dem großen Klassenzimmer der Auguste-Viktoria-Schule in der Nürnberger Straße 63. Eine der typischen Schulkasernen der Kaiserzeit mit schweren Türen, vier Meter hohen Räumen und langen, dunklen Fluren, die Kinder einschüchtern. Reine Mädchenschule selbstverständlich, eröffnet 1901, im Jahr ihrer Geburt, in Charlottenburg bei Berlin.

Das Mädchen auf einer der hinteren Bänke heißt Marie Magdalene Dietrich, nicht Maria Magdalena; sie ist etwas Besonderes, sagt dieser Name. Ganz aufrecht sitzt sie da, die glänzend polierten weißen Stiefel eng geschnürt, das Kleid mit gestärktem weißem Kragen frisch gebügelt, auf dem Kopf eine große Taftschleife. Ein Fleck auf der Kleidung oder gar ein Loch irgendwo wäre in den Augen ihrer Mutter eine öffentliche Blamage.

Eigentlich müsste Marie Magdalene von allen gemocht werden. Von den Lehrerinnen, weil ihre Leistungen gut sind, vor allem in Englisch, Französisch und Musik, und weil sie beste Manieren hat. Von den Mitschülerinnen, weil sie jede abschreiben lässt und keine verpetzt, die sie ärgert. Sie müsste sich auch selbst mögen. Ihre Haut ist weiß, ungewöhnlich leuchtend weiß und glatt. Ihre dunkelblonden Locken schimmern rötlich, ihr Gesicht ist zum Nachmessen symmetrisch, die Stirn hoch und rund, ihre Stimme angenehm. Ihre Arme und Hände sind weich und rundlich, die Augen tiefblau. Sie kann sich gut bewegen, auf Haltung wird daheim geachtet, und seit sie fünf Jahre alt ist, bekommt sie private Turnstunden. Ihre Mutter macht keinen Hehl daraus, dass ihr die jüngere ihrer beiden Töchter mehr bedeutet, schon weil die dem

I. DIE AUSSENSEITERIN

8 Vater Louis Dietrich ähnlicher sieht, und den hat sie mit einundzwanzig geheiratet, weil er ihr gefiel, nur deswegen.

Josephine Dietrichs zweite Tochter wäre gern ein Sohn, auch wenn sie Schleifen und Rüschen liebt; ihre Mutter geht darauf ein. Sie bringt ihr zwar bei, was nur Mädchen lernen müssen, damit sie später ihre Dienstboten beaufsichtigen können: Nähen, Stoffservietten richtig falten, die Perserteppiche mit Schwarztee reinigen, Gugelhupf backen, Tisch decken, alltags mit dem Hutschenreuther, feiertags mit dem Meißener Porzellan, Silber putzen, die Kristallgläser polieren, die Bücher in der Bibliothek mit einem weichen Pinsel abstauben. Aber sie lässt zu, dass Marie Magdalene mit den älteren Jungen aus dem Haus spielt, Karl Mays *Winnetou*-Romane verschlingt, dass sie Indianer sein und Paul genannt werden will. Manchmal spricht die Mutter den Namen französisch aus, deshalb schreibt sie ihn Pol oder Polchen.

Josephine Dietrich will perfekt sein, und auch ihr Haushalt ist tadellos. Da gibt es eine Gouvernante und ein Dienstmädchen und regelmäßig Einladungen für Gäste. Ihren Töchtern finanziert sie Französisch-, Englisch- und Musikunterricht. Marie Magdalene übt Klavier und Geige und hatte schon vor der Schule lesen und schreiben gelernt. Nicht mit irgendeiner Fibel, sondern mithilfe eines Gedichts von Ferdinand Freiligrath, das gerahmt und verglast im Salon hängt. Grammatik und Logik hält Josephine Dietrich für so unverzichtbar wie Abhärtung mit kalten Bädern.

Der Tagesablauf der beiden Töchter ist lückenlos durchgeplant von morgens früh bis abends. Marie Magdalene hat ihn sich aufgeschrieben, obwohl sie ihn auswendig weiß:

8.00–13.00 Schule

13.30–14.00 Mittagessen

14.00–15.00 Schularbeiten

15.00–18.30 Spazierengehen, Musik, Turnen

18.30–19.30 Schularbeiten

19.30–20.00 Abendbrot

20.30 Bettzeit

Aber irgendetwas stimmt nicht. Marie Magdalene hat keine Freundinnen, nicht eine einzige. Sie fühlt sich wie in einer für sie *reservierten Zelle*

und behauptet, es komme daher, dass sie die Jüngste in der Klasse ist; sie war erst sechs Jahre und drei Monate alt, als sie nach Ostern eingeschult wurde. Doch sie weiß, dass das alleine nicht der Grund ist. Jungen, die für sie schwärmen, gibt es genug. Die Schwester Elisabeth, fast zwei Jahre vor Marie Magdalene geboren, ist als Freundin ungeeignet; ihr traut Marie Magdalene nicht. Elisabeth, Liesel gerufen, ist die Zukurzgekommene und spürt das. Klaglos räumt sie hinter der Kleinen drein und nennt sie Pussycat.

Josephine Dietrich ist streng und hat längst bemerkt, dass sie ein Auge auf die jüngere Tochter haben muss. Ihre ältere hat sie zur Aufpasserin ernannt und erwartet, dass die ihr Bericht erstattet. Beide Töchter haben Angst vor dieser Mutter mit ihrer dröhnenden Stimme und ihren eisernen Prinzipien. Als Freundin scheidet die Mutter also ebenfalls aus. Tante Valeska, Vally genannt, ist anscheinend aufgefallen, dass Marie Magdalene jemanden braucht, dem sie ihre Geheimnisse anvertrauen kann. Valeska von Losch, keine fünfzehn Jahre älter als Marie Magdalene, ist streng genommen keine Tante. Sie ist die jüngste Schwester von Louis Dietrichs bestem Freund Eduard von Losch, acht Jahre jünger als Louis, aber schnell avanciert beim Militär. Die dritte Schwester des Hauptmanns von Losch ist für Marie Magdalene der Inbegriff mondäner Eleganz, jeder Besuch von ihr ein Fest und jedes Geschenk ein Schatz. Zu Ostern 1912 schenkt sie der jüngeren Dietrich-Tochter ein kleines abschließbares Tagebuch, in rotes marokkanisches Leder gebunden. Marie Magdalene gibt ihm einen Namen: Rotchen. Sie spricht mit ihm wie mit der besten Freundin. Dass es die nicht gibt, macht ihr die Mutter zum Vorwurf. Marie Magdalene findet das ungerecht. [...] *ma maman hat mir natürlich 'ne Rede gehalten über Freundinnen. Was kann ich dafür, dass ich keine Freundinnen habe. [...] Also mit den Freundinnen in der Klasse, ich sitz doch nu bei den Juden u. maman sagt, ich soll mir einen isolierten Platz geben lassen.*

Es leben 130 000 Juden im Großraum Berlin, die ärmsten dicht gedrängt im Scheunenviertel, die vermögenden in Charlottenburg oder in der Nähe des Tiergartens. Aber für Josephine Dietrich gehören sie dennoch zu einer anderen Gesellschaft. Unter ihren Freunden und Bekannten gibt es keine Juden. Sie teilt die Menschen so strikt ein wie den Alltag ihrer Töchter.

10 Es sind die Mädchen, die Marie Magdalene nicht mögen. Die Jungen schwärmen schon für sie, seit sie zehn ist. *Auf der Eisbahn war es sehr schön. Ich bin hingefallen, da kamen gleich 'ne Menge Bengels an. Adieu fürs Erste, süßes Rotchen. Viele Küsse [...].* Da war sie gerade zwölf. Marie Magdalene genießt es, begehrt zu werden, was die Schwester nicht mitbekommen darf. *Liesel ist immer so furchtbar anständig.* Manche der Lehrer sind offenbar übergriffig. Aber Marie Magdalene scheint das nicht unangenehm zu sein. Nachdem sie mit einem gewissen Herrn Schultz einen Ausflug an die Ostsee gemacht hat, in den Saatwinkel, vertraut sie ihrem Tagebuch an: *Ich habe auf seinem Schoß gesessen. Liebes Rotchen, du kannst dir nicht denken, wie wunderbar es war.* Am 17. Januar 1914 offenbart Marie Magdalene, gerade erst dreizehn geworden, der stummen Freundin: *Auf der Eisbahn spielen sie jetzt immer: «Die Männer sind alle Verbrecher», stimmt, ausgenommen gewisse Leute (Losch, Papa, Onkel Willy) u. denn vielleicht noch jemand mit F. S.? Na, ich will jetzt nicht ausschreiben, es könnte mal jemand aufschließen.*

Sie ist ungewöhnlich misstrauisch und vorsichtig für ein Kind, das geliebt, von manchen Tanten vergöttert und von der reichen Großmutter Felsing verwöhnt wird. Früh hat sie gelernt zu verschweigen und zu verheimlichen, was die Mutter nicht duldet. Das ist aus deren Sicht bereits eine Form der Lüge. Marie Magdalene weiß, dass sie anders ist als Liesel, als die Klassenkameradinnen, als die übrigen Mädchen auf der Straße, auf der Eisbahn. Von denen wird sie geärgert, auch provoziert. *Heute hat mir Steffi Berliner mindestens sechsmal die Mütze heruntergerissen, na, und ich bin böse. Ich hab' nun schon einen Tadel und fünf Rügen, ich hoffe stark, noch gut zu bringen in Betragen [...]*

Wie jedes Kind verunsichert es Marie Magdalene, dass sie ausgestoßen ist, nicht angenommen wird. Aber sie ist überzeugt, dass ihr Verhalten nicht der Grund dafür ist. Es muss daran liegen, dass die Normalen das Besondere nicht mögen. Sie zieht sich anders an, sie benimmt sich distanziert. Also wird sie jedem zeigen, dass sie gerne anders und besonders ist. Während die Lehrerin über Goethes *Iphigenie auf Tauris* spricht, Iphigenie, die gegen die Konventionen verstößt und damit Größe zeigt, macht sich Marie Magdalene dazu mit dem Füller Notizen in ihrem Schulheft. Aber es geht ihr etwas anderes durch den Kopf. Mit Bleistiften verschiedener Dicke und Härtegrade schreibt sie fünf Mal einen

Namen, den es nicht gibt: Marlene Dietrich. Sie probiert aus, wie das Autogramm am besten wirkt. Eng geschrieben und steil, schwungvoll und weich, groß und dynamisch, winzig klein und artig oder ganz lässig hingeworfen? Das D schreibt sie in allen Varianten so, wie sie es aus der Unterschrift ihres Vaters kennt. Marlene Dietrich hat sich erfunden und neben Iphigenie, die große Ungehorsame, gestellt. Von jetzt an will sie nur noch Marlene genannt werden. Die Mutter spielt nicht mit, folglich auch die Schwester nicht. Daheim bleibt sie die Lena, Lene, Leni, wahlweise der Pol. Alle anderen akzeptieren es. Warum sie beschlossen hat, anders zu heißen, fragt keiner.

Von außen betrachtet wirkt das Elternhaus von Marie Magdalene Dietrich wie eine Bastion bürgerlicher Sicherheit. Die Familie ihrer Mutter kennt fast jeder in Berlin. Conrad Felsing GmbH Hofuhrmacher und Hoflieferant ist eines der bekanntesten Geschäftsunternehmen in Berlin, gegründet 1820, wie in den Anzeigen zu lesen ist, von Marlenes Urgroßvater. Das Uhren- und Juweliergeschäft Unter den Linden wird sogar im Baedeker als besondere Attraktion aufgeführt; Felsing-Uhren sind auch im Ausland ein Begriff. Vor den Schaufenstern muss man stehen bleiben. Im rechten ist eine Sensation zu sehen: eine Weltzeituhr mit neun Zifferblättern, in der Mitte das mit Berliner Zeit, umgeben von acht kleineren, die zeigen, wie spät es in London, New York, San Francisco, Bangkok, Karatschi, Teheran, Peking und Moskau ist.

Die verwitwete Großmutter ist für ihre Enkelin nicht nur *die schönste aller Frauen*, sie sei auch *die eleganteste, charmanteste und als die vollkommenste Dame allgemein anerkannt*. Willibald Felsing, Onkel Willy, der jüngere Bruder von Josephine und Dr. jur., war lange im diplomatischen Dienst tätig. 1912, nach seiner Rückkehr als Gesandter und Legationsrat am Zarenhof in Petersburg, hat er die Firma des schon 1901 verstorbenen Vaters übernommen. Der hatte sich unter seinen Söhnen aus drei Ehen den jüngsten als Nachfolger testamentarisch ausbedungen. Willibald ist weltläufig, hat prominente Bekannte, Lust an technischen Neuerungen und der Expansion seines Unternehmens. Auch die Familie der Dietrichs kann mit einigen glänzenden Erscheinungen aufwarten. Der älteste Bruder von Marlenes Vater, Hermann Dietrich, ist Justizrat und Rittergutsbesitzer. Der bekannte konservative Politiker, Rechtsanwalt und Notar

12 in Prenzlau, sitzt als Vertreter der Deutschkonservativen Partei im Reichstag und im Preußischen Landtag, außerdem in zahlreichen Aufsichtsräten. Max, der jüngste Bruder, ist Kapitän beim Norddeutschen Lloyd, ein weitgereister, vielsprachiger und mutiger Mann.

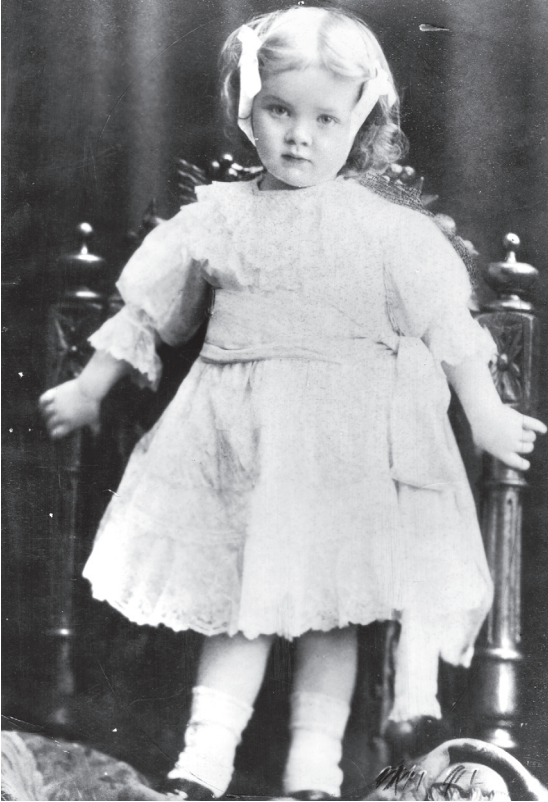
Und doch war schon am 27. Dezember 1901, als Marie Magdalene auf die Welt kam, die Welt der Dietrichs nicht in Ordnung. Die Parterrewohnung in der Schöneberger Sedanstraße war alles andere als standesgemäß für eine Tochter aus dem Hause Felsing. Vor allem aber: Ihr Mann war es nicht trotz des Vorzeigebruders mit Rittergut. Louis Dietrich hat insgesamt elf Geschwister, und die meisten machen nichts her aus Sicht der Felsing. Zwei Schwestern haben Eisenbahner geheiratet, was soll ein Hoflieferant mit denen reden? Als Josephine im Dezember 1898 Louis Dietrichs Ehefrau wurde, ließ man sie spüren, dass diese Verbindung ein Abstieg war. Nicht genug, dass der Bräutigam Polizist von Beruf war, Sohn eines Sattlermeisters, der kurz vor Louis' Geburt einen Gasthof in Angermünde eröffnet hatte, in dem dieser 1867 zur Welt kam. Louis war in ihren Augen ein windiger, erfolgloser Mann von Anfang dreißig mit Schnurrbart, Pickelhaube, Reitstiefeln, einer Lebensrettermedaille und zwei Orden II. Klasse, sonst nichts. Seinen Militärdienst hatte er geleistet, doch Karriere hatte er in der Armee nicht gemacht. Schon 1891 erschien er im Berliner Adress-Kalender, einem Behörden- und Beamtenverzeichnis, als *Polizei-Anwärter*, wohnhaft in Berlin NW, Schiffbauerdamm 1. 1892 wurde er immer noch als *Polizei-Anwärter* geführt; erst 1893 stand sein Name in der Rubrik *Interimistische Polizei-Lieutenants u. Kriminal-Kommissare*.

Die Felsing werden erfahren haben, dass die Dietrichs dieses schwarze Schaf der Familie dringend versorgt sehen wollten; erst recht, nachdem Louis ein Dienstmädchen im Elternhaus verführt hatte. Er galt als der schönste Polizist in Berlin, wusste das und nutzte das. Mit Geld hatte er nie umgehen können, immer lebte er über seine Verhältnisse. Regelmäßig pumpte er Bruder Hermann an, und wenn der nichts herausrücken wollte, drohte Louis ihm angeblich, zum Zirkus zu gehen und im schwarzen Trikot mit seiner Geige durch die Manege zu reiten. Daraufhin löhnte der Reichstagsabgeordnete. Louis brauchte ständig Geld, um einen Lebensstil zu pflegen, der keineswegs dem eines Polizisten entsprach, aber den Frauen imponierte. In Stralsund hatte er Damen vier-

spännig auf der Promenade kutschiert. Sicherheiten hatte er keine zu bieten, dafür Charme und Eleganz. Für die 21-jährige Josephine Felsing war es eine Liebesheirat gewesen, für Louis Dietrich eine Vernunfthe.

Am 5. Februar 1900 hatte Josephine mit etwas mehr als 22 Jahren ihr erstes Kind zur Welt gebracht, Elisabeth Ottilie Josephine Dietrich. Danach hatte der Vater das Ehebett geräumt und war ins Nebenzimmer umgezogen. Er war wieder auf der Pirsch. Als die zweite Tochter auf die Welt kam, hatte Josephine sich damit abgefunden, dass ihr Mann fremdging. Nach außen hin wurden die Risse gekittet, die das Familiengehäuse durchzogen, doch von innen betrachtet lagen sie offen zutage. Auch ein Kind von vier, fünf Jahren spürt es, wenn zwischen den Eltern etwas nicht stimmt, wenn die Familie der Mutter den Vater ablehnt und geringschätzt. Für Erschütterungen und weitere Risse hatte auch die Rastlosigkeit des Vaters gesorgt. Lena war keine drei, als die Eltern aus der Parterrewohnung in der Schöneberger Sedanstraße 53 ins Hochparterre in die Colonnenstraße 48 umzogen, ein Eckhaus mit vielen Mietparteien. Immerhin waren sie in Schöneberg geblieben, mit 90 000 Einwohnern übersichtlicher als die Hauptstadt mit über zwei Millionen. Lena war noch keine fünf, als Louis sich entschied, von dort nach Berlin in die Potsdamer Straße 48, II. Etage zu wechseln.

Die offizielle Beurteilung ihres Vaters haben die Kinder sicher nie zu Gesicht bekommen, aber seine Frau wusste, dass er 1903 bei der Revierprüfung nur mit ausreichend bewertet wurde und damit unter den Kollegen am schlechtesten abschnitt. Doch es konnte auch den Kindern nicht entgehen, dass der Vater sich veränderte. Als die jüngere Tochter eingeschult wurde, gleich in die zweite Klasse, hatte der Vater bereits mit Hautausschlägen, Haarausfall, Hals- und Kopfschmerzen zu kämpfen, war oft abgeschlagen und appetitlos. Die gummiartig verhärteten Knoten, die sich bei ihm nicht nur in den Knochen und den Organen, sondern auch in der Unterhaut gebildet hatten, wird sie kaum bemerkt haben, denn mit dem Vater zu schmusen war damals nicht üblich. Doch als Marie Magdalene in die dritte Klasse aufrückte, ließ es sich nicht mehr vor den Kindern verbergen: Louis Dietrich war schwer krank. Sein Wesen hatte sich verändert, aus dem heiteren Unterhalter war ein depressiver, geistesabwesender Eigenbrötler geworden. Er war vergesslich, ging unsicher, reagierte falsch, ließ Dinge fallen,



Die Perfektion der Hülle: Kleinkind Marlene (um 1904), als Puppe ausgestattet. Sie wird eine Stilikone werden und die trickreichste Expertin für Kostümfragen, die Hollywood je sah.

hörte und sah schlecht. Den Dienst bei der Polizei musste er aufgeben, die Beamtenrente war mager. Das bekamen die Töchter wohl nicht mit, denn Louis' ältester Bruder Hermann und dessen ebenfalls vermögende Frau unterstützten die Schwägerin diskret. Doch der nächste Umzug öffnete den Kindern die Augen. Die Wahl der neuen Adresse in der Charlottenburger Villenkolonie Westend, Akazienallee 48, hatte einen einfachen Grund: Von dort aus ging man nur wenige Minuten zu Dr. Weiler's Kuranstalten für Nerven- und Gemütskranke, Nußbaumallee, Ecke Kirschenallee. Der Garten rings um das dreistöckige Gebäude und der anspruchsvolle Portikus am Eingang konnten nicht darüber hinwegtäuschen, dass es ein ungemütlicher Ort war. Das sah man schon an den vielen vergitterten Fenstern.

Sanitätsrat Weiler hatte eine Marktlücke erkannt und genutzt. Prominente und wohlhabende Familien wollten ihre Angehörigen diskret verwahrt sehen, wenn sie an Krankheiten litten, die nicht salonfähig waren. An Morphiumsucht, Alkoholismus, Tablettenabhängigkeit. Oder an Syphilis wie Louis Dietrich. Die Diagnose ersparte Josephine Dietrich ihren Kindern, ebenso Besuche bei dem Vater, dessen zunehmende geistige Umnachtung sie in Verwirrung gestürzt hätte. Sie selbst wollte aber in der Nähe ihres Mannes sein und ihn trösten. Wie lange sich sein Sterben hinziehen würde, war nicht abzusehen. Mitten im Sommer 1908 hatte das Leiden des einstmals schönen Polizisten ein Ende. Die Todesanzeige im *Berliner Lokal-Anzeiger* verschwieg die Umstände seines frühen Todes und machte aus Louis einen braven deutschen Ludwig: *Am 5. August verschied im Sanatorium Dr. Weiler-Westend mein lieber Mann, der Polizeilieutenant a. D. Ludwig Dietrich im 41. Lebensjahr. Die Beerdigung erfolgt am Freitag, dem 7. d. M. nachmittags vier Uhr von der Halle des alten Luisenfriedhofs aus.*

Josephine Dietrich wickelte alles systematisch ab. Die Ärzte ihres Mannes hatten ihr geraten, ihr Blut und das Blut ihrer Töchter untersuchen zu lassen. Die Gefahr, dass Louis Dietrich sie und damit auch die Kinder infiziert hatte, war groß. Vor den Töchtern verheimlichte sie den Grund für die Blutabnahme ebenso wie die Ursache der Infektion des Vaters. Das Laborergebnis ließ sie aufatmen. Die Wohnung in der Akazienallee wurde aufgelöst, eine neue im zweiten Stock der Tauentzienstraße 13 in Charlottenburg bezogen, nahe am Kurfürstendamm, der Gedächtniskirche, dem Zoologischen Garten und nicht weit vom Haus von Onkel Willy in der Liechtensteinallee. Ob der Urlaub in Onkel Willys Landhaus am Wandlitzer See die Kinder auf andere Gedanken bringen konnte?

Die Witwe scheint rasch nach einem neuen Mann gesucht zu haben, obwohl die vermögenden Verwandten sie vor allen existenziellen Nöten absicherten. Vielleicht war sie in Sorge, mit der Erziehung ihrer kleinen Tochter alleine überfordert zu sein, denn Marie Magdalene entzog sich der Kontrolle, wo sie nur konnte. Leicht war Josephine Dietrich nicht mehr zu vermitteln. Sie war zwar erst 31, aber schon lange keine erotische Erscheinung mehr. Nicht nur ihre eigenen Töchter fürchteten sich vor

16 der ersten Frau mit dem breiten Rücken, die immer in hochgeschlossener Bluse, dunklem Rock und kräftigen Schuhen daherkam, von den Töchtern General genannt, von anderen Verwandten Drache oder Walküre. Trotzdem wurde sie fündig. Am 22. Juni 1909 heiratete Josephine, geborene Felsing, verwitwete Dietrich auf dem Standesamt Charlottenburg Ulrich Gustav Heinrich Bünger, 1869 im Pommerschen Grünhorst geboren, wohnhaft in Wilmersdorf, Prager Straße 29. Anders als Louis ein gebildeter Mann. Er hatte in Berlin und Halle Theologie, Philosophie und Geschichte studiert und war mit einer Dissertation über *Das Verhältnis Ludwigs des Heiligen zu Papst Clemens IV.* zum Dr. phil. promoviert worden. Seit April 1904 unterrichtete er als Oberlehrer an der 13. Realschule Berlin, seit Michaelis, also dem 29. September 1909, an der Schillerschule in der Schillerstraße 27–31.

Interessanter war der Mann, den Tante Vally im Jahr darauf heiratete: Otto von Varnhagen. Dass er nicht nur über einen großen Namen, sondern auch über ein großes Vermögen verfügte, war Tante Vallys Garderobe anzusehen. Die Mutter brachte den Kindern Selbstbeherrschung und Disziplin bei. Erst wenn Marie Magdalene auf dem Klavier und der Geige ihren Bach oder ihren Händel geübt hatte, durfte sie zur Belohnung Chopin-Walzer oder einen Schmachtfetzen spielen. Tante Vally brachte Marie Magdalene bei, wie die große Welt duftete, schmeckte, glitzerte und wie Stil aussah. Durch ihre Geschenke, ihre Garderobe und bei den gemeinsamen Einkaufsgängen. Ein Wort wurde wichtig für das junge Mädchen: Schwärmen. Sie schwärmte für Tante Vally, für ihre private Französischlehrerin Mademoiselle Breguand und für die Ausdruckstänzerin Isadora Duncan, die sich in Berlin niedergelassen hatte.

Dass die Mutter sich keine zwei Jahre nach der Heirat schon wieder von dem Lehrer aus Pommern scheiden ließ, hatte wohl mit Eduard von Losch zu tun. Tante Vallys Bruder, ein Jahr älter als Josephine, kam aus einer alten anhaltischen Adelsfamilie, sah gut aus, war gut erzogen, hatte einen guten Ruf, und sein Schnurrbart kam den Dietrich-Töchtern bekannt vor, denn so einen hatte auch ihr Vater getragen. Kein Zufall, dass die eifrige Tagebuchschriftstellerin ihn wie den verstorbenen Papa und Onkel Willy von der Kategorie verbrecherische Männer ausnimmt. Zwar hatte er sein Jurastudium abgebrochen, zu dem ihn sein Vater genötigt hatte, war aber bereits mit Mitte zwanzig Offizier. 1904 war er für zwei-

einhalb Jahre nach China entsandt worden, hatte bis 1908 in Berlin Sino-
logie studiert und war 1909 als Oberstleutnant der Gesandtschafts-
schutzwache nach Peking zurückgekehrt. Anschließend war er, vom
Kaiser ordensdekoriert, mit der Transsibirischen Eisenbahn zurück-
gekehrt zu seinem Königsberger Regiment. Losch, mittlerweile zum
Hauptmann befördert, war ein Schwiegersohn ganz nach dem Ge-
schmack der Familie Felsing und der künftigen Stieftochter Marlene.
Der Mann hatte etwas zu erzählen und eine Wohnung voll chinesischer
Möbel, Lampen, Teppiche, Porzellane und Figuren. Einer, für den man
schwärmen konnte.

Als Marlene Dietrich sich im Jahr 1914 erfindet, ist sie im Einklang mit
Berlin. Sie hat sich einen modernen Namen gegeben, sich selbst gestaltet
und unverwechselbar gemacht. Die ganze Stadt ist im Umbruch, im
Aufbruch und feiert sich selbst. Als läge es in der Luft, dass nicht mehr
lang Gelegenheit dazu sein würde. In den Cafés, Varietés, Nachtclubs
und Bars wird rund um die Uhr Tango getanzt, obwohl Kaiser Wil-
helm II. Tango für geschmacklos hält. Wie alle Berliner profitiert auch
Marlene Dietrich davon, dass der Kaiser ansonsten fortschrittsgläubig
und technikversessen ist. Die Reichshauptstadt tickt schneller als jede
andere Metropole in Europa. 1913 hat Berlin eine drahtlose Verbindung
zu den USA erhalten. Vor der Stadt wurde eine Hochfrequenzanlage in
Betrieb genommen, die via Kabel mit dem Haupttelegrafenamts in der
Oranienburger Straße verbunden ist. Nun können Telegramme direkt
von Berlin nach New York gesendet werden.

Berlin hat mittlerweile 2 057 610 Einwohner, Berlin und Umgebung
3,7 Millionen. Die Hälfte davon lebt in Armut. Mietskasernen sind
hochgezogen worden, die eher Gefängnissen ähneln. Schlecht gebaut,
im Sommer zu heiß, im Winter zu kalt, Etagen Klos für viele Parteien,
düstere Hinterhöfe, Ratten an den Müllkübeln, Kakerlaken überall.
Familien mit vier, fünf oder noch mehr Kindern hausen in Einzimmer-
wohnungen, wo nur die Küche geheizt wird. Es gibt Stadtteile wie den
Wedding, Neukölln, Friedrichshain oder Prenzlauer Berg, wo die Kin-
der mit ihren Geschwistern ein Bett teilen müssen oder mit Fremden,
die für den Schlafplatz zahlen. Die Welt der Dietrichs wird davon nicht
berührt.

Vermutlich auf Anregung von Eduard von Losch ist die Familie erneut umgezogen, in die Kaiserallee 219, Berlin-Wilmersdorf. Der Schulweg ist kürzer denn je, und auch zum Kudamm ist es nicht weit, diesem Laufsteg der Eitelkeit. Dort wohnen 45 Einkommensmillionäre und ein Vielfaches an Vermögensmillionären. Flanieren ist längst zu Marlenes Lieblingssport geworden. Nach wie vor ist sie unsicher, weil sie von den Klassenkameradinnen nicht akzeptiert wird. Marlene sei das schüchternste Mädchen an der Schule, nichts scheine ihr *sonderlich Spaß zu machen*, sagen die Mitschülerinnen.

Von der Mutter gibt es gesundes Essen, nichts zu trinken während der Mahlzeiten und kein Lob. Sie lebt vor, wie die Kinder leben sollen. *Kein Stolz auf das Gelingen, kein Schulterklopfen, nur demütige Unterwerfung unter die Pflicht, das Ziel*, lernt Marlene. Lediglich ihre Fortschritte auf der Geige, selbst die kleinsten, würdigt Josephine Dietrich. Die Geigenlehrerin, die ins Haus kommt, hat eine lange Nase und ähnliche Ansichten wie die Mutter. Sie sagt Marlene Erfolg in der Welt der Musik voraus, der aber nur durch harte Arbeit zu ergattern sei. Denn, meint sie, *wenn man nicht schön ist, bettet einen das Leben nicht auf Rosen*. Die Frau spricht aus eigener Erfahrung. Aber Marlene kapiert, dass auch sie selbst gemeint ist. Sie findet sich *nicht hübsch*. Und sie mag diese Frau, die *den Mut* hat, so mit ihr zu sprechen.

Sie ist ausgehungert nach Bestätigung und nach dem, was Spaß macht, nach leichter Unterhaltung. Daheim bei der Mutter ist nur Lektüre erwünscht, die auf den Ernst des Lebens vorbereitet. Marlene weiß, wie dem zu entkommen ist.

Sechs Jahre vor Marlenes Geburt, im Mai 1895, hatten die Brüder Max und Emil Skladanowsky im Ballsaal des Feldschlösschen, eines Ausflugslokals in Pankow, einen Film vorgeführt, nur ein paar Minuten lang. Selbstgedrehte Szenen. Nichts Besonderes: ein Jongleur, Schaustellerkinder, die einen italienischen Bauerntanz vorführten, Artistenbrüder beim Reckturnen, ein boxendes Känguru vom Circus Busch und Max und Emil persönlich beim Sich-Verbeugen. Trotzdem hatte dieser Probelauf einen sensationellen Erfolg. Ab November 1895 hatten die Skladanowskys den Film immer am Ende ihres Programms im Wintergarten, einem Varieté im Central-Hotel an der Friedrichstraße, gezeigt. Seit hiermit das erste Filmtheater auf deutschem Boden eröffnet worden war,

sind die Kinos in Berlin aus dem Boden geschossen. Das nächste, Union-Theater genannt, eröffnete der Optiker Oskar Meßter bereits 1896 Unter den Linden 21. Im selben Jahr brachte er die ersten zuverlässigen Filmprojektoren auf den Markt.

Der Vermieter von Oskar Meßters Geschäftsräumen ist kein anderer als Willibald Felsing. Dessen Nichte Marie Magdalene war bereits auf der Welt, als Meßter, der sich seinem geschäftlichen Durchbruch international Messter schreibt, zum ersten Mal sogenannte Tonbilder aufführte. Der Filmprojektor wurde dabei mit einem Grammophon verbunden, das synchron produzierte Tonaufzeichnungen von der Schallplatte abspielte. *Biophon* nannte er diese Technik. Schon 1905 eröffnete in Charlottenburg ein Biophon-Kino, dem andere folgten. In der ganzen Stadt nutzen vor allem Restaurantbesitzer, Nachtclub- und Varieté-Betreiber das neue Medium, um Publikum anzulocken. Ob in billigen Kiezkinos, wo sich jeder Arbeiter eine Karte leisten kann, eng, verqualmt, stickig, oder in Palästen zwischen Juwelieren und Pelzhandlungen, die den Film gesellschaftsfähig machen. Schon ihre Namen verkünden diesen Anspruch. Sie heißen Elite-Kino, Excelsior-Theater oder Prinzeß-Lichtspiele. In steiler Kurve ist die Zahl der neu gebauten oder eingebauten Kinos angestiegen. 1910 sind es achtzig in einem einzigen Jahr, darunter das zweite von Messter, wieder in dem Haus, das Marlenes Onkel Willy Felsing gehört. Der Lage und Klientel angemessen ist *das ganze Theater auf den vornehmen Ton einer antiken griechischen Säulenhalle gestimmt*, wie der *Kinematograph* nach der Eröffnung meldet. Bis zum Sommer 1914 sind fast zweihundert weitere Lichtspieltheater dazugekommen. Auch am Kurfürstendamm gegenüber der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche ist nun ein Luxus-Kino eröffnet worden, das bisher teuerste Berlins. Marmorhaus steht auf der fünfgeschossigen Fassade, die wirklich mit schlesischem Marmor verkleidet ist. Dahinter lockt ein Filmtheater mit expressionistischen Wand- und Deckendekorationen und einer kaleidoskopbunten ovalen Glasdecke im Foyer, gerahmt von Draperien und von der Rückseite her beleuchtet. Die Türen zum Hauptsaal sind mit Messingblech beschlagen, goldene Pforten zum Paradies der Cinéasten. Ohne Scheu vermerkt Marlene die Kinobesuche in ihrem Tagebuch, schließlich fördert Onkel Willy diese Branche und lädt Filmleute zu sich nach Hause ein. 1913 hat die Kinematographie einen Boom erlebt; deutsche Firmen haben in diesem Jahr 353 Filme pro-

20 duziert, zehnmal so viele wie 1910. Seit Jahresbeginn 1914 schreibt Marlene oft in ihr Tagebuch: *Gestern war ich im Kino. Zusatz: es war chic.*

Eigentlich ist die Welt des Films keine, die den Erziehungsprinzipien der Josephine Dietrich entspricht. Schon 1910 haben kirchliche Kontrolleure registriert, wie oft im Film gegen Zucht und Ordnung verstoßen wird, zwei wichtige Begriffe für Marlenes Mutter. In 250 Filmen zählten sie 97 Morde, 51 Ehebrüche, 19 Verführungen, 35 Betrunkene und 25 Prostituierte. Marlene den Kinobesuch zu verbieten ist aber schwierig, nicht nur wegen Onkel Willys Engagement. Henny Porten, die erste deutsche Diva des Stummfilms, die erste reine Filmschauspielerin, hatte 1911 ihren Durchbruch geschafft mit einem achtminütigen Film, gedreht unter der Regie von Portens Ehemann Curt A. Stark, produziert von Onkel Willys Mieter und Hausgast Oskar Messter. Der Titel *Das Liebesglück der Blinden* sedierte selbst besorgte Mütter wie Josephine Dietrich. Laszivität ist Sache von Portens Kollegin Asta Nielsen, die halbseidene Damen spielt. Henny Porten gilt als moralisch unanfechtbar, als *Vereinigung von Gretchen und Germania*. Auf manchen Künstlerpostkarten erkennt man bei der 24-Jährigen, obwohl sie das Kinn reckt, bereits den Ansatz eines Doppelkinns. Sie wirkt mütterlich warm, nicht verführerisch kühl wie die Nielsen. Offenbar gefällt gerade das der jüngeren Tochter des weiblichen Generals Josephine Dietrich, die ihr ständig einschärft: *Halt deinen Mund, wenn du nichts Interessantes zu sagen hast.*

Gerührt werden und selbst rühren, das ist Marlene Dietrich mit dreizehn wichtig. Dass die Mutter in der offenen Tür stehen bleibt, wenn sie die *Serenade* von Giuseppe Torelli spielt, tut ihr ebenso gut, wie in den knapp vierzig Minuten des neuesten Henny-Porten-Films das Taschentuch nass zu heulen. Und gleich vier, vielleicht fünf neue Filme mit Henny Porten sollen 1914 ins Kino kommen.

Der Sommer ist bereits Ende Juni extrem heiß. *Berliner Asphalt bei 54 Grad*, steht am 4. Juli in der Zeitung. In Charlottenburg, wo 45 Prozent der Bodenfläche asphaltiert sind, drücken sich Wagenräder, Pferdehufe und die Sohlen der Fußgänger in die schwarze Schicht ein. Das hält die Menschen nicht davon ab, auf die Straße zu gehen. In der Nacht vom 28. auf den 29. Juni haben die ersten Morgenzeitungen, die an den Ausgängen der Kinos und auf den U-Bahnhöfen verkauft werden, alle dieselbe Schlagzeile: *Der österreichische Thronfolger und seine Gattin er-*

mordet. Die steigende politische Spannung ist auch für ein junges Mädchen von dreizehn Jahren spürbar. Die Schlagzeilen werden jeden Tag größer. Am 26. Juli melden sie, dass Österreich-Ungarn die diplomatischen Beziehungen zu Serbien abgebrochen und der russische Kronrat beschlossen hat, Serbien im Kriegsfall zu unterstützen. Am 28. Juli erklärt Österreich-Ungarn Serbien den Krieg. Es ist abzusehen, dass Deutschland sich nicht heraushalten wird.

Eduard von Losch hat rasch erkannt, dass der Krieg nicht mehr aufzuhalten ist. Dass er an die Front muss, ist eine Frage von Tagen, bestenfalls Wochen. Ohne Freunde, Gäste, Familie heiratet er in Berlin die Witwe seines Freundes Louis Dietrich, obwohl seine Mutter die Einwilligung verweigert hat. Agnes von Losch ist eine geborene von Trotha. Vor zwei Jahren ist ihr Mann, königlich preußischer Oberst und herzoglich anhaltischer Kammerherr, gestorben. Nun sieht sie es als ihre Pflicht an, den Namen *von Losch* hochzuhalten. Sie denkt über ihre Schwiegertochter, wie deren Eltern über den Schwiegersohn Louis Dietrich dachten: nicht standesgemäß. Nach unten geheiratet. Sie wird froh sein, dass Eduard die Zeit nicht reicht, Elisabeth und Marlene zu adoptieren.

Am 1. August 1914 versammeln sich nachmittags Tausende vor dem Berliner Schloss; sie wollen dabei sein, wenn ein entscheidendes Ultimatum an Russland abläuft. Um 17.00 Uhr erscheint ein Offizier am Schlosstor und verkündet die Mobilmachung. Die Menschen singen den Choral *Nun danket alle Gott*. Das Deutsche Reich erklärt Russland und zwei Tage später Frankreich den Krieg.

Die Filmleute kommen jäh zur Besinnung. *Am 1. August plötzlich Stillstand, als ob alles versinken müsste*, schreibt die Filmzeitschrift *Kinematograph*. Bisher wurden die meisten Filme aus Frankreich importiert. Von heute auf morgen kommt nichts mehr. Die Verantwortlichen in der Filmbranche wissen, dass von ihnen eine Reaktion erwartet wird auf die radikal neue Situation. Nur wissen sie nicht, wie die aussehen soll. Die Wirklichkeit ist auch für Marlene Dietrich plötzlich dramatischer als jeder Film. Der Stiefvater ist beim Braunschweigischen Infanterie-Regiment eingesetzt worden. Ihre Schrift ist flatterig, als Marlene am 15. August 1914 ins Tagebuch schreibt: *Jetzt ist Krieg! Schrecklich! Vatel ist am 6. August nach dem Westen ausgerückt. Mutti weint immerzu*. Das hält Marlene nicht ab vom Schwärmen. Direkt hinter der Notiz vom Aus-

22 rücken des Stiefvaters steht: *In Harzburg war's nett. Der Tanzmeister heißt Lepitre. Er war süß.*

Noch glauben die meisten Deutschen, was die Zeitungen verkünden: Der Krieg werde rasch vorbei sein, spätestens an Weihnachten. In der Schule, auf der Straße, in den Biergärten werden patriotische Lieder gesungen. Josephine von Losch schenkt ihrer Tochter eine Laute, damit sie sich selbst begleiten kann, wenn sie Lieder aus der Heimat und von der Heimat singt. Ihre Kinder können sich dem Patriotismus nicht entziehen. *Gestern hatte ich meine Violinstunde. Ich spielte für Deutschland*, berichtet Marlene im August dem Tagebuch. Um der Mutter zu zeigen, wie ernst es ihr ist mit den Gefühlen für *Vatel* und fürs Vaterland, beschließt sie, die geliebte Torelli-Serenade nicht mehr zu spielen, bis der Krieg vorbei ist.

Schon in den ersten Wochen nach Kriegsbeginn drängen sich die Menschen täglich vor den Verlustlisten, die öffentlich ausgehängt werden. Sie suchen nach Namen, die sie nicht finden wollen. Wenn Josephine von Losch sich auf den Weg dorthin macht, nimmt sie nicht Elisabeth, sondern Marlene mit. Schon Ende September schlägt das Unheil in der Familie Dietrich/von Losch zum ersten Mal ein: Eduard ist verwundet und nach Braunschweig gebracht worden. Als Josephine die Nachricht erreicht, bricht sie überstürzt auf, die Töchter holt sie erst später nach. Am 26. September 1914 schreibt Marlene in ihr Tagebuch: *Vatel ist verwundet. Schrapnellschuss, rechter Arm, ist nach Braunschweig gekommen. Mutti hat uns hingeholt. Lag im Schloss-Lazarett. Wir in Pension Müller-Bartelstein, Jerusalemstr. 2. Sehr hübsch, 180 M für knapp drei Wochen. Vatel sehr süß, ist nach 4 Wochen, am Sonnabend mit herzoglichem Auto weg.*

Aus den Zeitungen erfährt Marlene, dass auch Henny Portens Mann, nur fünf Jahre jünger als ihr *Vatel*, im Krieg ist. Das verbindet mit der Angeschwärmten, die kurz vor Kriegsbeginn in Messters Film-Atelier ihren sechzehnten Film abgedreht hat, einen Dreiakter, der fast fünfzig Minuten dauern soll. Am 1. August fanden die Filmzensoren noch Zeit, darüber zu beraten, ob der Film *Alexandra* ohne Schnitte erlaubt werden soll. Doch ausgerechnet Portens Produzent Oskar Messter ist der Erste, der erkennt: Jetzt darf man nicht mehr nur auf Henny Porten und erfundene Seelendramen setzen. Zusammen mit dem Österreicher Alexander

«Sascha» Graf von Kolowrat-Krakowsky gründet er die Sascha-Messter-Film. Gemeinsam produzieren sie die Kolowrat-Messter-Woche, eine Wochenschau, die in den Kinos Kriegsberichte bringt. Am 23. Oktober 1914 wird diese Wochenschau erstmals gezeigt. Bevor sie in der Scheinwelt versinken dürfen, getragen von Klaviermusik vor der Leinwand, müssen sich die Kinobesucher der Wirklichkeit aussetzen. Messter und Kolowrat wissen, wie sie dargeboten werden muss; so, dass nichts die Kriegsbegeisterung aushöhlt. Mütter, Ehefrauen, Töchter und Söhne sollen stolz sein auf ihre Väter. Es funktioniert. Auch Marlene Dietrich vermerkt in ihrem Tagebuch, wenn wieder einer ihrer Onkel das Eiserne Kreuz bekommen hat und findet das *famos*.

Ihre Hoffnung, die Schule müsse wegen des Krieges geschlossen werden, hat sich nicht erfüllt. Sie ist fast vierzehn und nach wie vor eine Außenseiterin, auch wenn sie wie alle anderen Pulswärmer strickt für die Soldaten an der Front. Sie soll auf eine höhere Schule wechseln, fürchtet jedoch, dort noch mehr ausgegrenzt zu werden. *Ich will aber nicht ins Gymnasium, ich hab solche Angst vor den Mädchen*, gesteht sie dem Tagebuch am 9. Dezember 1914. Und seufzt: *ich hab ja solche Sehnsucht*. Nach wem oder nach was, verschweigt sie.

Dass ihre Mutter zunehmend starr und beklommen ist, wenn sie mit dem Finger auf den Verlustlisten nach unten fährt, entgeht Marlene nicht. Ist wieder einmal unter L ihr Mann nicht zu finden, sagt sie: *Wir wollen nach Hause gehen, Paul, wir wollen die Konserven aufmachen, die ich für einen ganz besonderen Tag wie heute beiseite gestellt habe*. Am 15. Dezember 1914 protokolliert Marlene: *Onkel Otto ist gefallen, Nackenschuss 4. Dez. Furchtbar, alle weinen*. Tante Vally ist mit achtundzwanzig Jahren Witwe. Die Details des Todes werden der dreizehnjährigen Nichte keineswegs vorenthalten. *Onkel Otto ist die Gehirnplatte abgeschossen. Küsse*. Die Küsse gelten dem Tagebuch, wen soll sie hier sonst küssen?

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de